

docta ignorantia

oder Die zweite Naivität

ein Essay von

REINHART BUETTNER

Seit ich denken kann, rätsele ich an einer Sache herum, die mich häufig irritierte und mir nicht verständlich war und noch immer ist: das ist die phänomenale Ähnlichkeit zwischen zwei Zuständen mit völlig verschiedener Herkunft und Entstehungsgeschichte. Die Herkunft und Genetik kann sogar geradezu gegensätzlich sein, zB kann große Intelligenz wie kindliche Einfalt aussehen, meisterliches Können kann zur selben schlichten Einfachheit im Produkt führen, wie die eines ungelenkten Anfängers, oder die einfache Aussage eines Kindes kann große Ähnlichkeit mit der eines Weisen Alten haben, Stillstand kann das Ergebnis einer über-schnellen Bewegung sein, die unser Auge nicht auflösen kann, die Wirkung einer extremen Schönheit kann die nämliche sein, wie die einer extremen Hässlichkeit...

In dem, was wir einen Gegensatz nennen, scheinen sich die Relate oft zu berühren...sich zum Verwechseln ähnlich sehen, oder sogar einander gleichen ... wie kann das sein?

Handelt es sich vielleicht um ein romantisches Missverständnis, das sich aus der Überschätzung der gerade entdeckten Kinderseele ergibt, oder um einen Denkfehler, der der mangelhaften Genauigkeit der vergleichenden Beobachtung geschuldet ist, oder ist es das Ergebnis eines harmonistisch-euphämistischen Wunschdenkens, das alle Kreise geschlossen und vollendet sehen möchte. Welch' ergreifende und tröstliche Idee, das Alter gedanklich mit der Kindheit gleichzusetzen, das Ende als einen Anfang misszuverstehen, senile Verwirrtheit mit kindlicher Diffusität zu verwechseln und satte Reife mit dem überraschten Staunen kindlicher Unerfahrenheit gleichzusetzen.

Alle diese Einwände mögen berechtigt sein und zutreffen, erklären das irritierende Phänomen aber kaum, vor allem nicht das Interesse, das dieses Thema bei vielen klugen Köpfe fand.

Die eigenen Hilfskonstruktionen, wie das „einmal-um-die-Kugel-herumdenken“ und an der nämlichen Stelle ankommen, oder die zu Hilfe genommene Tatsache, dass sich aufgewickelte Tonbänder radial „durchkopieren“, oder das Bild einer räumlichen Spirale und einem Lot an ihrer Peripherie, das auf verschiedenen Ebenen immer auf die gleiche Stelle in der Entwicklung (Bewegung) trifft, halfen nicht wirklich weiter. Biographische Literatur ergab ein eher unscharfes und verworrenes Bild, wie auch die vergleichenden Beobachtungen in Senioreneinrichtungen und Kindergärten, woraus ich schloss, das es sich um ein individuelles und nur in diesem Kontext virulentes und zu erkennendes Phänomen handeln müsse.

Die Ähnlichkeit zwischen Erworbenen und angeborenen Eigenschaften ist verblüffend, zwischen erarbeiteter Bedenkenlosigkeit und ursprünglicher Unbekümmertheit faszinierend und das Verhältnis zwischen Komplexität und Simplizität äußerst rätselhaft, wie die göttliche Naivität eines Mozart. Was meinten die erwähnten klugen Köpfe dazu ...

Im Februar des Jahres 1440 beendete Nikolaus von Kues seine erste philosophisch-theologische Schrift „De docta Ignorantia“, über das belehrte Nichtwissen, in der er eine alte Denkfigur aufgriff, die seit der Antike immer wieder formuliert und verwendet worden war.

Augustinus hatte die sokratische Figur „Ich weiß, dass ich nicht weiß“ verwendet, um die Begrenztheit unseres Wissens zu illustrieren und aus der Patristik, der Literatur der Kirchenväter, sind weitere Zitierungen überliefert. Sie alle zielen darauf, dass Gott mit dem Verstand nicht erkannt werden kann, dass das Neutestamentliche „wider alle Vernunft“ und „höher als alle Vernunft“ in einer natürlichen Begrenztheit unseres Vermögens begründet sei.

Seine interessanteste Form erhielt dieser Gedanke allerdings durch den Cusaner, der die in ihm steckende Dialektik dazu nutzte, um in die Erkenntnistheorie so etwas wie die unendliche Approximation an die Wahrheit einzuführen.

Der Bereich zwischen Nicht-Wissen und Wissen ist nach Hans-Jörg Rheinberger einer der aufregendsten und widersprüchlichsten zu gleich, denn da wir nicht einmal eine Ahnung vom Umfang dessen haben, was wir nicht wissen, eben weil wir es nicht wissen und es darum für uns nicht existiert, ist guter Rat teuer und hat zu einer Vielzahl von Hilfstheorien geführt. Ahnungen, die platonische Eikasia aus dem Liniengleichnis, unscharfes Wissen, Wissen von anderen, Peer-Review etc. sind solche Maßnahmen, die eine möglichst großen Absicherung unseres Wissens zum Ziel haben.

Cusanus spricht von einer „Wissenschaft des Nicht-Wissens“ und entwickelt aus einer negativen Theologie eine komplizierte, mit Paradoxa spielenden und an scholastischer Spitzfindigkeit geschulte „Alles-zugleich-in-Jedem-Perspektive“, die alles andere, als leicht nachzuvollziehen und einzunehmen ist.

In einer auch vor den krassesten Gegensätzen und gänzlich unüberwindlichen Widersprüchen nicht zurückschreckende Beschwörung einer „Unio mystica“, einer geheimnisvollen, alles in sich aufnehmenden Einheit in der Vielheit mündet bei Cusanus letztlich alles in einer „Coincidentia oppositorum“ in einem Zusammenfallen

aller Gegensätze in der unendlichen und gleichzeitig einfachen All-Einheit Gottes.

Der Verstand vergleiche und stelle Unterschiede fest, die Vernunft hingegen überschaue den Verstand und sehe seine Begrenztheit, das Koinzidenz-Denken, als die höchste Form des Denkens, erlaube es, die Unterschiede und Gegensätze zu überwinden und sei schließlich die einzige Form, die es ermögliche, sich Gott überhaupt zu nähern.

Das Paradox als Durchgangsstufe zur Erkenntnis Gottes, so ungefähr könnte man das Konzept des Theologen Nikolaus von Kues grob zusammenfassen; ein gleichzeitig faszinierender und verstörender Gedanke, der ihm viel Kritik und zahlreiche Anhänger beschert hat.

Wie andere neuplatonische Philosophen auch benutzte Nikolaus auffallend oft mathematische Metaphern, um klar zu machen, was er unter Koinzidenz versteht. So zB die unendliche Linie, die gleichzeitig der größte Winkel von 180° ist und der kleinste von 0° , also kein Winkel, diese Linie ist aber auch ein koinzidiertes Dreieck, oder ein zusammengefalteter Kreis. Mit derartigen Zumutungen beschäftigt Cusanus unser Vortellungsvermögen und überrascht andererseits immer wieder durch eigenartig plausible Vergleiche, wie den im 21

Kap. (Docta Ignorantia) geäußerten: „Da im größten Kreise auch der Durchmesser der größte ist, und es nicht mehrere Größte geben kann, so ist der größte Kreis so sehr geeinet (in tantum unissimus), dass Durchmesser und Umkreis Eines sind. Ein unendlicher Durchmesser hat aber auch eine unendliche Mitte oder Zentrum. Im größten Kreise sind mithin Zentrum, Durchmesser und Peripherie Eines. Daraus folgert unser System des Nichtwissens (ignorantia nostra), dass das Größte auch auf das Vollkommenste in Allem ist, einfach und unteilbar, weil das unendliche Zentrum, außer Allem, Alles umfassend, weil unendliche Peripherie, Alles durchdringend, weil unendlicher Durchmesser; Anfang von Allem, als Zentrum, Ende von Allem als Peripherie, die Mitte von Allem als Durchmesser; die wirkende Ursache (causa efficiens) als Zentrum, die gestaltende (formalis) als Durchmesser, die zielgebende oder Endzweck (finalis) als Peripherie; Schöpfer (dans esse) als Zentrum, Regierer (gubernans) als Durchmesser, Erhalter als Peripherie.“

In solchen und ähnlichen Deklamationen bietet Casanus einen ausreichend anschaulichen Grund für vielfältige Interpretationen, Wenn Alles Unterschiedene zugleich gleich ist, wird die Rationalität unterlaufen und außer Kraft gesetzt, was nach dem Willen von Cusanus auch geschehen soll, aber das Ergebnis der Denkopoperation

kann sowohl die erstrebte Gotteserkenntnis sein, als auch der Absturz ins Chaos, was, koinzident gedacht, wiederum das Gleiche wäre. Man hat Cusanus Häresie vorgeworfen und den Verdacht des Pantheismus geäußert, also das, wofür Giordano Bruno zum Scheiterhaufen verurteilt wurde.

Man kann das durchaus so lesen und verstehen, aber das Konzept hat als Großangriff auf alle überkommene Ordnungen trotz allem ein lauttönendes Echo in den Köpfen und Schriften der Nachfolgenden erzeugt.

Wenn sich jedes Entweder-Oder in ein Sowohl als Auch auflöst, entsteht ein spannungsgeladenes Entscheidungs- und Orientierungsvakuum, das wie ein leerer Horizont auf die Wahrnehmung wirkt, und spontan und unvermittelt mit Vorstellungsbildern gefüllt wird. Der dadurch entstandene „Raum der Möglichkeiten“ mit seiner eigenen und neuen Dynamik von Möglichkeit und Wirklichkeit hat Erst Bloch mit Rekurs auf das „possest“ (Sein-Können) des Cusaners dazu veranlasst, der Möglichkeit den Status einer eigenen Kategorie einzuräumen. (Im Prinzip Hoffnung)

Dass die Unendlichkeit eine so bedeutende Rolle im Werk von Nikolaus von Kues spielt, mag daran gelegen haben, dass er sich als Mathematiker, wie viele seiner Zeitgenossen, (zB Dürer) ausgiebig mit der Quadratur des Kreises beschäftigt hat, jenem mathematischen Evergreen, den zu untersuchen, neben der Dreiteilung des Winkels und der Verdoppelung des Würfels sich die Akademie der Wissenschaften zu Paris 1775 genötigt sah, abzulehnen, alle Überlegungen das perpetuum mobile betreffend, gleichermaßen.

C..., so sind Sie im Besitz von allem, was nötig ist, um mich zu begreifen. Wir sehen, dass in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt. – Doch so, wie sich der Durchschnitt zweier Linien, auf der einen Seite eines Punkts, nach dem Durchgang durch das Unendliche, plötzlich wieder auf der andern Seite einfindet, oder das Bild des Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so, dass sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann, oder in dem Gott.

Mithin, sagte ich ein wenig zerstreut, müssten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen? Allerdings, antwortete er, das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.“

... so endet Heinrich von Kleists kleine Schrift „Über das Marionettentheater“ von 1810, das Thomas Mann ein „Glanzstück ästhetischer Metaphysik“ genannt hat, und in dem die „Zweite Naivität“ so einmalig klar, wie sonst kaum irgendwo, thematisiert wird. Ein weiteres Mal „vom Baum der Erkenntnis zu essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen“ ist nicht nur eine bestechende Metapher, sondern auch eine direkte Handlungsanweisung zum methodischen Erarbeiten jenes Zustands, den man die zweite Naivität nennen könnte.

Denn der wesentliche Unterschied zwischen der ersten, ursprünglichen Naivität und der zweiten besteht darin, dass die zweite eine zu erringende, eine zu erarbeitende ist, im Gegensatz zur angeborenen, primären, kindlichen.

Landläufig wird eine Erwachsener, der sich naiv äußert entweder als zurückgeblieben, oder beschädigt, im Sinne von krank betrachtet, da es sich eingebürgert hat, das Erwachsenwerden gleichzusetzen mit Reifen, zur Blüte seiner Fähigkeiten kommen und verantwortlich werden. Dem Kind-sein räumen wir gerne mildernde Umstände ein, es ist noch nicht so weit, dass man ihm mit der ganzen Härte des Gesetzes begegnen kann, es *wird* noch, ist sozusagen noch nicht ganz fertig, um voll geschäftsfähig und für seine Handlungen verantwortlich sein zu können.

Das Gegenbild zu dieser Auffassung versteht das Erwachsenwerden als Verlust an Unbekümmertheit und Spontaneität, Neugierde und Unschuld, sieht im Erwachsenen eine eingeschränkte, angepasste, domestizierte und zunehmend defizitär werdende Entwicklungsstufe der Spezies Mensch, wohingegen das

Kind mit Offenheit, nicht fest gelegt sein, Neugier, Plastizität, ungeahnten Möglichkeiten und Hoffnung assoziiert wird.

Diesem Menschenbild neigt das Konzept der zweiten Naivität zu, das seit der Romantik besonders betont und mit dem Bild des ursprünglichen und unschuldigen Wilden ausgeschmückt und mythologisiert wird.

Der Begriff „Zweite Naivität“, der bevor er durch Paul Ricoeur prominent wurde, von dem früh verstorbenen Peter Wust geprägt wurde, der als christlicher Existenzphilosoph bezeichnet wird und fast vergessen wäre, wenn nicht Schulen und Gymnasien im Saarland und Münsterland nach ihm benannt wären und ein Preis seinen Namen trüge.

Peter Wust (1884-1940) hatte in seinem Buch „Naivität und Pietät“ (1925) die erste von einer zweiten Naivität unterschieden und hatte die zweite im Sinne eines „frommen Equilibriums von Skepsis und wiedergewonnener Seinsbejahung“ (J.Negel) verstanden.

Ganz im Gestus des Amor Fati schreibt Wust: „...in den untersten Tiefen unserer geistigen Existenz thronet stets der heimliche König des ewigen Ja; das Nein aber ist nur eine abgeleitete Form dieses Ja und bleibt daher diesem Urprinzip stets zu strengem Dienst verbunden. Weil wir ein Sein sind mitten im Sein, leben wir notwendigerweise von diesem universalen Selbstand des Seins, ruhen wir auf diesem ewigen Ja, das die Basis und den invariablen Grund aller Dinge bildet.« (P. Wust Naivität und Pietät 1925)

Dazu Nietzsche: „Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich will keinen Krieg gegen das Hässliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen sei meine einzige Verneinung! Und, Alles in Allem und Großen: Ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein.“ (fröhliche Wissenschaft 1882) und

„Meine Formel für die Größe am Menschen ist amor fati: Dass man Nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Nothwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verhehlen sondern es lieben.“ (Ecce Homo, 1888)

Hier drückt sich die Sehnsucht nach der zweiten Naivität unverstellt, direkt und geradlinig aus, wie in Rousseaus Emile, Voltaires Candide und Wielands Agathon.

Wust analogisiert jene Haltung primärer Naivität mit der Haltung der »simplicitas« (Einfalt) und beschreibt als Epiphänomene bzw. als Früchte einer

solchen Haltung folgende Einstellungen zur Welt: »kindliche Unbefangenheit, kindliche Unberührtheit, natürliche Schlichtheit und Geradheit, [...] Geradherzigkeit, Aufrichtigkeit, Unverstelltheit, Ungekünsteltheit, Selbstlosigkeit, kindliche Unschuld, Reinheit, Lauterkeit, Harmlosigkeit, Arglosigkeit, kindliche Sorglosigkeit, natürliche Frische, Heiterkeit, Gesundheit, Lebendigkeit, natürliche Sicherheit, Selbstverständlichkeit, natürliche Biederkeit, Treuherzigkeit, Vertrauensseligkeit, Zutraulichkeit, Mitteilsamkeit, Aufgeschlossenheit; ferner wieder natürliche Ungebrochenheit, Ursprünglichkeit, Urwüchsigkeit, Originalität, Primitivität.«

Die aufzählende Liste geht noch weiter: die Adjektivische Umschreibungen von »simplicitas«/»Naivität« lauten: »kindlich wohlwollend, unschuldig, offen, gerade heraus, vertraulich, aufrichtig, unverstellt, unbesorgt, unverwundet, unverdorben usw.« Alle diese Beschreibungen finden sich wieder in verschiedenen theologischen und philosophischen Wortbildungen: »amor benevolentiae« als Umschreibung der höchsten Form der Liebe; »anima candida, rectitudo animi, animus semper sibi constans, ἁπλωσις τῆς ψυχῆς.« Letzterer Begriff entstammt der Philosophie Plotins (Enn. IX, 1–12.15–18; 39.82–178; 49.102–162) und meint die klare, einfältige Seele, die aufgrund ihrer Ein-Falt aufgeschlossen ist für das schlechterdings Einfache als dem Urgrund aller Dinge, das zugleich die höchste Gottheit ist; ferner die Harmonie der Seele, sofern sie in Kon-sonanz steht mit dem Einen. Erkenntnismetaphysisch zielt die Haltung der »einfältigen Seele« auf den Zusammenhang von Sein und Erkennen, auf amare und intelligere.“

Man hört es, die Mystik ist der Naivität nicht fern, sowohl der ersten, als auch und vor allem der zweiten nicht und das ist nach Nietzsche nicht verwunderlich, denn “Wo Skepsis und Sehnsucht sich begatten, da gebiert die Mystik“ (nachgelassene Fragmente) behauptet er kühn und fügt in einer für ihn typischen raffiniert-rhetorischen Grammatik, die die Aussage in eine neue Schwebel bringt, hinzu: „Die mystischen Erklärungen gelten für tief; die Wahrheit ist, dass sie noch nicht einmal oberflächlich sind.“

Naivität begriffsgeschichtlich aus der Theologie und Philosophie stammen soll, wie Joachim Negel behauptet, wofür Nikolaus von Kues, Peter Wust, Ernst Akiba Simon und Paul Riceur stehen, vermisste ich in dieser Herleitung das ästhetische Moment, oder besser die Aisthesis-Dimension im Rahmen dessen, was Joachim Negel das „Fühlwissen“ genannt hat.

„Freilich, was als verheißungsvolle Affirmation in jenem Wort aufleuchtet und allen in die Kindheit scheint, ist ein Fühlwissen, das mit zunehmendem Alter verloren geht. Je stärker das ursprüngliche, kindliche Seinsvertrauen durch die Erfahrung erschüttert wird, dass die Welt eben »nicht einfach gut ist, wie sie ist«, umso mehr verblasst auch die Haltung primärer Naivität. An sich ist ein solcher Vorgang für eine Reifung hinein ins Erwachsenenalter wichtig und nötig; nicht zuletzt die menschliche Reflexionsfähigkeit wird ja durch Phasen der Skepsis, des Zweifels und der Ungewißheit erprobt und gestärkt.“

schreibt Negel in einer Fußnote und gibt aber mit diesem zwar spontan einleuchtenden metaphorische Kompositum „Fühlwissen“ ein weiteres Rätsel auf. Soll das etwa andeuten, -räumlich-kausal gedacht- je näher an der kindlich-ursprünglichen Naivität desto mehr wird gefühlt, je weiter weg von der primären Naivität in Richtung Erwachsenenwelt, desto mehr gedacht? Oder spielt das Kompositum auf die generell unentschiedene Trennung von Fühlen und Denken resp. Wissen an, was ausgerechnet in diesem Zusammenhang von besonderer Wichtigkeit wäre.

Nach den Erkenntnissen der portugiesisch-amerikanischen Neurologen und Psychologen Antonio Damasio über die direkten Zusammenhänge und hirnhypophysologisch belegbaren Wechselwirkungen zwischen Gefühlswahrnehmung und rationaler Entscheidungen, können wir nicht mehr, wie einst Descartes, unbedingt von zwei getrennten Fähigkeiten des Menschen ausgehen. Gerade das Konzept der zweiten Naivität, an dem so viele zu unterschiedlichen Zeiten herumgedacht und gewerkelt haben, könnte hier den Zusammenhang zwischen primäre und sekundäre Naivität als invariantes Übergangsphänomen und Entscheidungsergebnis herausstellen.

Invariant insofern, als es als Struktur bereits angelegt ist, das aber durch Entscheidung aktualisiert werden muss und kann.

Wenn wir uns der Denkfigur bedienen, die den Zusammenhang von Verstehen und Herstellen im Auge hat, wie es im berühmten Zitat des Konfuzius betont wird, dann kommt die Kunst ins Spiel und die zweite Naivität gewinnt eine neue Bedeutung.

Wenn wir folglich nur das verstehen, was wir versuchen herzustellen, nimmt die Abfolge aus Wahrnehmen-Denken und Handeln eine Wendung, welche die

Emotionen in die Beobachtung mitaufnimmt und sie als genuinen Bestandteil der Künstlerischen Wahrnehmung versteht.

Das erweitert den Genauigkeitsbegriff, der in den Künsten üblich ist, noch beträchtlich, weil er Resonanzphänomene berücksichtigt, historische Empfindungen und Befindlichkeiten und kulturell vermittelte, sowie individuell empfundene Stimmungen.

Das Objektiv ist in der Künstlerischen Wahrnehmung so weit und offen wie möglich um soviel als möglich aufzunehmen, was sodann in der denkenden Verarbeitung einer persönlichen Stellungnahme und selektiven Bewertung unterzogen wird, mechanistisch und technoid gedacht und formuliert.

Da dass „Fühlwissen“ in einem engeren und stärkeren Kontakt zur lebensweltlichen Alltagserfahrung steht als das „Denkwissen“ ist es in einem ungleich größerem Maß an der Präferenzverteilung und allgemeinen Entscheidung beteiligt.

Das unentwegte Entscheiden auf der Grundlage der persönlich getroffenen Auswahl, das Künstler in ihrer Arbeit ständig praktizieren, ist nicht nur ein Ergebnis eines entwickelten und kultivierten Fühlwissens, sondern auch ein exemplarischer Beitrag zur Bildung und Erziehung desselben.

In diesem Sinne kann man das Zitat aus Dürers „Speis der Malerknaben“ verstehen:

„Die große Kunst der Malerei ist vor viel hundert Jahren bei den mächtigen Königen in großer Achtbarkeit gewesen, denn sie machten die fürtrefflichsten Künstler reich und hielten sie würdig, denn sie achteten solche Sinnreichigkeit ein gleichförmiges Geschöpf nach Gott. Denn ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und ob es möglich war, dass er ewig lebte, so hätte er aus den inneren Ideen, davon Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werk auszugießen.“

Das „inwendig voller Figur“ werden, mit allem, was dazugehört an Geschichten, Narativen, Auffassungen, emotionalen Resonanzen, Träumen, vorgängigen Realisierungen, Zitaten und Allusionen, das ist ungefähr gemeint mit dem weit gestellten Objektiv in der künstlerischen Wahrnehmung. Dieses maximalistische, comprehensive und romantische Konzept der künstlerischen Wahrnehmung ist grundiert von der docta ignorantia des Casaners und seiner zutrauenden Vorliebe für Paradoxa und paradoxe Intentionen, von der er den bereits erwähnten fruchtbaren Schwebezustand zwischen „wahrer Erkenntnis“ und abgründigem Chaos erwartet.

In einem ähnlichen Paradoxon könnte man die künstlerische Wahrnehmung als „permanente innerweltliche Transzendierung der Immanenz“ bezeichnen, fortgeführt von einem „Fühldenken“ und einem entsprechend intuitiven Handeln, um die bekannte mechatronische Trias (Sensorik, Prozessorik, Aktorik) zu vervollständigen.

Der Dünne des Eises wohl bewusst, möchte ich die verwegene Spekulation dieser Skizze noch weitertreiben, indem ich behaupte, das sich aus dem bisher gesagten auch die sogenannte „Weltfrömmigkeit“ der meisten Künstler mit ihrem „idealistischen Materialismus“, „skeptizistischen Enthusiasmus“ und ihrer „zweiten Naivität“ gut erklären lässt.

Alle diese durch die *docta ignorantia* inspirierten paradoxen Charakterisierungen sind erkenntnistheoretische Notwendigkeiten und Voraussetzungen für die künstlerische Produktion. Sowohl Materialismus, als auch Enthusiasmus und Naivität braucht es, um aus der grenzenlosen Fülle des Möglichen jenes Persönliche, das gleichzeitig das Signifikante ist, auszuwählen und darzustellen. Um das in der Materie immanente herausfordernd Emotionale solange mit lebensweltlichen Erfahrungen, Lesarten und Verweisen anzureichern, bis aus ihr jenes Material wird, das als Vehikel der eigenen emotional-dialogischen Antwort und zum Ausdruck taugt, braucht es jene durch die Unendlichkeit gegangene Reflexion, von der Kleist in seinem Marionettentheater spricht. Die „Weltfrömmigkeit“, seit dem 18. Jahrhundert im deutschen Sprachgebrauch, ist eine als Gegenentwurf zur Weltflucht und Weltverachtung entwickelte Art der Frömmigkeit, die u.a. Goethe in seinem Bildungsroman Wilhelm Meister expliziert. Er beschreibt sie als notwendige Weiterentwicklung der „Hausfrömmigkeit“ und feiert sie in gewisser Weise als moralisch hochwertiges Verhalten und als Liebe zu den Dingen, im Zuge einer allgemeinen Welt-Zugewandtheit.

„Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort...“ dieses merkwürdig zwiespältige Gedicht von Rainer Maria Rilke (1898) spricht in einer auffallend naiven Sprache von der Liebe zum Geheimnis, zum Uneindeutigen und Rätselhaften. Es thematisiert die „Sprache als Problem“, (wie Nietzsche, Mach, Mauthner und später Wittgenstein) die Definition als Gewaltanwendung, die Feststellung als Einschränkung und überall zwischen seinen Zeilen wird die Klage über die „Entzauberung der Welt“ laut, wie Max Weber das „Fühlwissen“ über den epochalen Zustand um 1900 beschrieb.

Die Weltfrömmigkeit schließt das Verhältnis zum Wissen, zum Wissenswerten, zur „Subjektivität des Wissens“ (Novalis) und zum Wiss’baren ein, zusammen mit dem demütigen Bestaunen der Fülle des Nichtwissens und dem Umfang des noch-nicht Gewussten. Seine Ausläufer reichen bis in die heutige Diskussion zum Thema Schule, Höhere Bildung, „Lebenslanges Lernen“ und anderer bildungspolitischer Initiativen und Maßnahmen.

Die *docta ignorantia*, die zweite Naivität und die instrumentalisierten Paradoxa sind Denkfiguren, die sich gut zum Erhellen rätselhafter Zusammenhänge eignen, da sie eine hintergründige Doppelbödigkeit sichtbar werden lassen.

Was wird nun aus der docta ignorantia und der Zweiten Naivität, die aus der durch die Unendlichkeit gegangenen Reflexion resultiert für unsere vita intellectualis, was können wir als Ertrag betrachten und Gewinn verbuchen.

Zum einen hat die Beschäftigung mit diesen Denkfiguren erneut deutlich gemacht, wie klein der Schritt von der Rationalität zur Irrationalität ist, zu anderen wie stabil und persistent sich die Kindheit in unserer gesamten Entwicklung bemerkbar macht, ob als erste oder zweite Naivität, oder auch als dritte und vierte, welche man leicht dazu erfinden könnte.

Bezogen auf die unserer Erkenntnis zugrunde liegende besondere und einmalige Struktur scheint sich die Naivität geradezu entwicklungsfeindlich zu verhalten, sie setzt immer wieder ihre alten Muster fort und durch, verbiegt sogar neu dazugewonnene Inhalte und passt sie ihrem Schema an. Ganz gleich mit Hilfe welcher Modelle das Entwicklungsgeschehen verstanden wird, ob es sich dabei um kreisförmige, elliptische oder spiralförmige Vorstellungen handelt, in graduierter, stetiger oder auch sprunghafter Bewegung, wichtig scheint zu sein, dass es sich um einen stabilen Kern dreht, den man in der Geschichte mit den unterschiedlichsten Namen belegt hat, wie Substanz, Selbst, Humunculus, Ego, Archetypus, Identität, Zentrum, das ewige Kind, Origo, das Eine, Principium, Nucleus...

Das Denken im Kern-Schale-Modell, im Substanz und Akzidenz-Modell, oder Zentrum-Peripherie-Modell oder im Modell des Rades mit fester Achse ist ähnlich in vielen Formen wiederzuerkennen. Auch die Grundvorstellung der ewigen Wiederkehr und sei es auch nur die des Kindes in uns allen, wird auch im Konzept der zweiten Naivität gestreift und durch das Wiedererringen des ursprünglichen, kindlichen Urvertrauens bestätigt.

Gottfried Benn hat in seinem Gedicht „Nur zwei Dinge“ (1953) als Antwort auf „die Kinderfrage“ aus dem einen und einzigen Ding zwei Dinge gemacht: „die Leere und das gezeichnete Ich“. Wenn es aber *zwei* Dinge sind, nicht nur eines, was über ein zu vermutendes Gefälle eine Dynamik in Form einer Interaktion erwarten lässt, dann herrscht wenigstens keine öd' und starre Stille zwischen diesen beiden Dingen, sondern womöglich eine ewig rauschende Kommunikation, wie wir es vom Meer, vom Wald und unserem zirkulierenden Blut kennen.

„Die zweite Naivität als Bildungsziel“, wie der Titel eines Aufsatzes des musischen NS-Pädagogen Hermann Tambornino heißt (München 1926) vertreten im „Archiv musisch schaffender Lehrer“ und im Organ des nationalsozialistischen Lehrerbunds zeigt, wer sich alles dieses Konzepts bediente, von der Schaar der vielen, vorwiegend katholischen, aber auch einigen protestantischen und jüdischen Theologen nicht zu reden.

Es scheint ein allseits bekanntes und vielfach zugängliches Phänomen zu sein, das meist dann an den Rändern des Diskurses auftaucht, wenn die Rationalität in eine Krise geraten ist und das Wahrnehmen, Denken und Handeln fragwürdig und eine „Rethinking“ unumgänglich wird.

Wie könnte das wiederholte Essen von Baum der Erkenntnis aussehen, von dem der Kleistsche Ich-Erzähler ein wenig zerstreut spricht? Wohl kaum wie das einfach-so-weiter-machen wie bisher, mit falscher, weil exklusiver Rationalität, mit künstlicher, weil konstruierter Objektivität, in unfreier, weil berechneter Freiheit ? wie aber dann ?... also doch das „Metanoete!“ der Bußpredigt?

Das „Fühlwissen“ sagt Nein, weil Bußpredigten noch nie etwas Konstruktives bewirkt haben, außer der Selbstberuhigung des Predigers.

In die eingeschlagene Richtung weiter gehen, die Sachen zu Ende denken, alle zur Verfügung stehenden Hilfsmittel nutzen, auch die entlegensten und absurd erscheinenden, ohne motivierte und interessensgesteuerte Vorauswahl, nicht planlos, aber ziellos handeln, weder Garantien noch Endgültiges erwarten, die Fragen so lange auf die Spitze treiben, bis sie gegenstandslos werden, alles Seiende im Spiegel des Nichts betrachten... so ungefähr könnte das wiederholte Essen von Baum der Erkenntnis aussehen, das im glücklichen Falle das Zurückfallen in den „Stand der Unschuld“ bewirkt, der mit gleichem Recht und gleicher Wahrscheinlichkeit auch der einer bodenlosen Verwirrung sein kann. Das sich selbst erübrigendes Ziel, eine Bewegung, die so schnell ist, dass sie dem Stillstand gleicht, der Ouroboros, die sich selbst verzehrende und selbstgenügsame Weltenschlange in symbolischen Alchemistentexten, das perpetuum mobile, Hermaphroditismus und die in sich selbst zurückführende Kreislinie, alle diese Figuren sind aus der Paradoxologie, dem Neuplatonismus und der Mystik bekannt und feiern in der docta ignorantia und der zweiten Naivität ihre Renaissance, ohne einer platten und modischen Esoterik anheim zu fallen.

Die Entwicklungspsychologie und die Psychoanalyse betrachten aus einer anderen Perspektive ein ähnliches, wenn nicht gar das gleiche Phänomen und

bearbeiten es unter dem Begriff der Regression. Hier geht es weniger religiös und mystisch, weniger paradox und irrational zu, aber in gleicher Weise um Kindliches und Naives. Es geht um kindliches Verhalten Erwachsener, um naives bisweilen infantiles Erkennen, Denken und Handeln, das jenseits des konventionellen und erwachsenen Verhaltens liegt, sozusagen aus dem Rahmen fällt und erklärungsbedürftig ist. Die Psychoanalyse hat es als Abwehrverhalten gesehen, die Entwicklungspsychologie versteht es als *eine* Verhaltensform unter anderen, sieht die Entwicklung als eine einsinnige Bewegung mit gelegentlichen Unterbrechungen und Pausen. Sie spricht nicht von Rückfall auf eine frühere Entwicklungsstufe, auch nicht vom „Zurückfallen in den Stand der Unschuld“, sondern bestenfalls von einer Erholungspause in der anstrengenden Entwicklungsarbeit. Ernst Walter Kris, einer der wenigen Psychoanalytiker, deren Äußerungen über Kunst und Künstler man ernst nehmen kann, sprach von einer „Regression im Dienste des Ich“ (erstmalig präsentiert in „Psychologie der Karikatur“ III, Imago, 1934) und entkrampfte damit einen Großteil der analytischen Verständnisse und Missverständnisse im Umfeld der Kunst. Er macht zwar viele gedankliche Verrenkungen seiner psychoanalytischen Kollegen mit, um die orthodoxen Freud'schen Entwicklungs-, Energie- und Schichtenmodelle zu verteidigen, bleibt aber in seiner Diktion, anders als sie, wohlthuend vorsichtig und hypothetisch. „...ich neige zu der Ansicht, dass...“ mag als Beispiel dienen.

„Es hat den Anschein (er handelt von der Regression), als werde das Ich in seiner Herrschaft beschränkt, sobald es von Affekten überwältigt wird, gleichviel ob ein Affektausbruch oder eine Schwäche des Ichs selber für den Vorgang verantwortlich zu machen ist.

Doch der entgegengesetzte Fall, dass das Ich den Primärvorgang in seinen Dienst zieht und sich, seinen Zielen gemäß seiner bedient, ist ebenfalls von allgemeiner Bedeutung. Er ist nicht auf das Gebiet von Witz und Karikatur beschränkt, sondern erstreckt sich über den weiten Bereich ästhetischen Ausdrucks überhaupt und gilt für alle Kunst- und Symbolbildung, vorbewusst oder unbewusst, die, von Kult und Ritus her, das menschliche Leben durchzieht.“ (Die ästhetische Illusion, Phänomene der Kunst in der Sicht Psychoanalyse, Frankfurt 1977, S. 150)

„Regression im Dienste des Ich“ ist eine wunderbare Metapher, welche die intimen Vorgänge in künstlerisch arbeitenden Menschen auf eine freundliche, nicht problembeladene, und nicht ex negativo beschreibende Weise erhellt und

die Souveränität des künstlerischen Ichs wahr. „Im Dienste des Ich“ ist, soweit ich sehe, die einzige Formulierung in der psychoanalytischen Literatur, mit der der problematischen Pathologisierung des Künstlers und seiner Produkte etwas Konstruktives entgegengesetzt wird.

Ob es „belehrtes Nichtwissen“ (docta ignorantia) wie es bei Nikolaus von Kues hieß, „zweite Naivität“ (wie sie Alfred Einstein dem Spätwerk Mozarts attestierte), „erneutes Essen von Baum der Erkenntnis“ wie es Kleist beschreibt oder „Regression im Dienste des Ich“ wie es der Kunsthistoriker und Psychoanalytiker Ernst Kris fasste, genannt wird, in allen diesen Annäherungen an das ‚Kind in uns‘ geht es um Seinsbejahung, Urvertrauen und fröhliche Neugier ...

und von all’ diesem wünsche ich Ihnen so viel, wie Sie sich selbst wünschen !

Danke